



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Germersheim, Ludwig: Meine Jugend und die Religion : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erinnert vorteilhaft an seine Vorbilder, ohne daß der Gedanke an Nachahmung aufkommt.

Von den plastischen Darstellungen mag an erster Stelle die Salome von Friedrich (Berlin) genannt sein, ein ernstes Werk, das Beachtung verdient, dann eine Bronzefigur des David, das Haupt Goliaths im Triumph in die Höhe haltend, von Levy (Friedenau), sowie ein Brunnen mit der Figur eines Mädchens von Ludwig Cauer und von demselben eine Mutter mit Kind, Arbeiten, die weit über das Durchschnittsmaß hinausragen. Fritz Klimschs Mädchen und Jüngling gehören wohl zu den besten Arbeiten des Meisters aus der letzten Zeit, August Gauls Bär (schwarzer Marmor) sowie sein Fischotter als Brunnenfigur ver-raten, obwohl Schöpfungen kleinern Stils, die Klaue des Löwen. Das Bronze-relief des Kaisers von A. v. Hildebrand bereitet den Verehrern des Münchner Bildhauers eine kleine Enttäuschung durch seine etwas konventionelle Auffassung. Unter den ausgestellten Büsten befindet sich manche Arbeit von bemerkens-wertem Talent.

Die Sezession könnte einheitlicher wirken, wenn sie allzu unfertige oder bizarre und unverständliche Darbietungen entweder ganz verbannen oder doch wenigstens nicht ge-liffentlich in den Vordergrund schieben wollte. Vorerst aber handelt man nach dem Wort des Dichters: „Sucht nur die Menschen zu ver-wirren, sie zu befriedigen ist schwer!“

H. Eifenträger



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)



ie Schule belub mich nicht schwer mit Arbeit. Ich mußte meinen Platz als primulus mit andern primuli aus andern Schulen teilen, dann verlor ich ihn ganz, aber das schmerzte mich nicht. Schwer zu ertragen waren die Hänseleien einzelner Mitschüler, die mit der Grausamkeit der Jugend meine Angelenkheit, Schwerfälligkeit und Schwäche ausnützten und mich vor und nach dem Unterricht höhnten und mißhandelten. Da tat sich besonders der Sohn eines Univerfitätsprofessors hervor, ein kleiner, ungemein beweglicher Junge, der mit dem Gesichte und mit Armen und Beinen Grimassen schnitt und sich darin gefiel, mit Clownpossen den leichten Sieg über den schwachen Goliath zu erringen und dann seinen Triumph über den hilf-losen Gegner, der viel mehr unter der Erfolglosigkeit und Lächerlichkeit seiner Gegenwehr als unter den Mißhandlungen litt, zu feiern.

Mein Quäler war älter als ich und gut genährt, an Muskelkraft und Be-weglichkeit mir weit überlegen, sein Publikum nahm nicht nur an seinen Triumpfen, sondern auch an seinen Kämpfen teil, daher war meine ingrimmige Gegenwehr

ausichtslos und erhöhte für meine Mitschüler nur den Reiz der Arena. Einmal als er seine Picadorvorsicht vergaß und den oft überwundenen Toro ohne Reute und Reserve anfiel, gelang es mir, ihn zu fassen. Er kam zufällig unter mich zu liegen, und ich drückte ihn schäumend vor Wut mit meiner Körperlast und mit den Fäusten an den Boden, daß ihm der Atem und der Hohn vergingen. Seine Genossen kamen noch zur rechten Zeit und rissen mich von ihm. Er war nun zurückhaltender und vorsichtiger mit seinen Angriffen.

Als das Schuljahr zu Ende ging, zerstreute sich der Schwarm meiner Peiniger, und in meiner Seele erlosch allmählich der Haß, der in diesem Jahre in ihr geglimmt und gelodert hatte. Ich hatte meinen Mitschülern nichts angetan, sie waren nicht mit mir aus der Volksschule gekommen, hatten keinen Haß gegen den Gehilfen des Lehrers mitgebracht, es fiel mir gar nicht ein, mir durch eine Anzeige den Schutz eines Lehrers zu verschaffen, und doch hatten sie mich verfolgt wie Herdentiere, die ein schwaches, krankes Tier aus der Herde drängen. Niemand hatte sich meiner angenommen, weil ich mich niemand anvertraute, ich schämte mich zu sehr meiner Schwäche. Aber meine Menschenfurcht war in diesem Jahre so gewachsen, daß ich mich nicht mehr ins Freie traute. Als im Sommer den Schülern des Gymnasiums in der Militärschwimmschule Gelegenheit zum Baden geboten wurde, erbat ich mir in einer Regung der Sehnsucht nach der freien Natur den kleinen Betrag, der für diese Vergünstigung zu bezahlen war, von meinen Eltern, aber das war nur ein augenblickliches Vergessen meiner Not. Ich benutzte meine Karte nicht ein einzigesmal. Denn in diesem Jahre war mir unter dem grausamen Spott meiner Mitschüler die Erkenntnis gekommen, daß ich anders gewachsen war als sie, und da ich Spott fand statt Mitleid, legte sich diese Erkenntnis wie eine Schuld auf meine Seele und schied mich von dem Paradiese harmloser Bewegung und fröhlichen Spiels.

Unter den Wolken und Gewittern dieses Lebens kam ich der Gottheit, die ich lieben sollte, und von der ich weder Schutz noch Liebe fühlte, nicht näher. Ich war verscheucht und verbittert. In vielen Kameraden lernte ich Betkünstler kennen, die die rätselvollen Gebete ohne Stocken sprechen konnten, die durch die Ministrantentätigkeit, die sie schon einige Jahre geübt hatten, mit der Liturgie, den Messgebeten und den Messgebärden vertraut waren. Es imponierte mir gewaltig, wenn sie in der Kirche die Responsorien sprachen, die für mich dunkel, und als die fortschreitende Kenntnis des Lateinischen das Dunkel lichtete, immer noch unheimlich wie Zaubersprüche waren. Daß in der Kirche Männer, Frauen und Kinder, die sicher nie Latein gelernt hatten, ganz sicher, ohne Irrtum und ohne das geringste Anzeichen, daß sie die lateinischen Worte nicht verstanden und sich wegen des Gebrauchs der fremden Sprache genierten, auf alle Versikel antworteten, erzeugte in mir ein Gefühl der Unsicherheit und weckte Zweifel an meinen geistigen Fähigkeiten, sodaß mir der Aufenthalt in den Kirchen noch mehr verleidet wurde.

Ganz besonders imponierten mir meine Mitschüler durch ihre Vertrautheit mit den Andachts- und Ehrerbietungsgebärden, die während des Gottesdienstes üblich sind. Wie gewandt und glatt sie beim Betreten der Kirche, wenn sie Weihwasser genommen hatten, oder bevor sie in eine Bank traten, auf ein Knie sanken, sich bekreuzten, an die Brust schlugen und sich wieder bekreuzten! Die Gestalten bewegten sich bei diesen Gebärden so glatt, wie wenn eine Welle durch sie ginge. Sie konnten es fast so gut wie die Geistlichen, die ich beim Betreten oder Verlassen des Gotteshauses oder beim Passieren des Altars aus dem energischen Schritt, den ich an ihnen bewunderte, in ihren wallenden Gewändern zu einer Adoration nieder sinken oder richtiger in einer Wellenbewegung niederfließen sah.

Auch am Gymnasium legte man uns vor der Beichte die Pflicht auf, unsre Eltern um Verzeihung zu bitten. Ich tat es nie, verschwieg bei jeder neuen Beichte meine Überzeugung, daß meine bisherigen Beichten unwürdig waren, und nahm viermal im Jahre das Bewußtsein, unwürdig gebeichtet zu haben, auf mich. Das bohrende Schuldgefühl stumpfte sich glücklicherweise immer wieder ab. Am Ende des ersten Gymnasialjahres oder am Anfang des zweiten begegnete es mir, daß ich zu spät zu der Exhortatio kam, die unser Religionslehrer vor der Beichte in der Studienkirche hielt, um unsre Vorbereitung auf den Akt zu vertiefen. Ich hatte, wie es das Geschäft meiner Eltern mit sich brachte, erst spät einen Mittagsimbiß bekommen und wußte noch nicht recht, wie schwach ich war, und wie lang ich zu dem Weg in die Kirche brauchte. So kam ich also mit klopfendem Herzen zu spät. Im Mittelgang der Kirche ragte unser Religionslehrer im Chorchemd und in der Stola über die in den Bankreihen auf die Knie niedergemähte Schar der Schüler auf. Meine Menschenscheu, meine körperliche Schwerfälligkeit und das Bangen wegen meiner Unpünktlichkeit machten mich doppelt unsicher. Ich schlich also, so gut ich es mit meinen kranken Gliedern konnte, die leeren Bankreihen entlang, vom Religionslehrer, der in seiner Exhortatio innehielt, beobachtet, zu der Büsserschar und wollte mit einer verlegnen, ängstlichen, ungeschickten, viel zu flüchtigen Kniebeugung in der letzten Bank verschwinden. Aber da war schon der Religionslehrer über mir: Auf die Knie, Bube, weißt du nicht, wer dort im Altare wohnt? und stieß mich unsanft auf die Knie nieder. Es tat nicht wohl, aber stärker als der Schmerz war das Gefühl der Scham. Ich fühlte die Blicke aller Mitschüler auf mir und war zum erstenmal in meinem Leben von einem Lehrer mißhandelt worden. Von der Exhortatio verstand ich in meiner Erregung nichts, ich beichtete dann, und in Scham und Zorn ging auch diesmal das Schuldgefühl unter. Gott, sein Haus und seine Diener waren mir noch fremder geworden.

In der zweiten Klasse erteilte ein Berufsturnlehrer den Turnunterricht. Ich glaube nicht, daß es heutzutage noch Lehrer seiner Art gibt, es war ein halbgebildeter oder ungebildeter Mensch, der nur als Turner, nicht als Lehrer seiner Aufgabe gewachsen war und mit seiner übertriebenen Jährenheit mehr Knabenmut einschüchterte, als er weckte und wachsen machte. Da war es bald mit meinem Turnen zu Ende. Um die Befreiung vom Turnunterricht zu erlangen, bedurfte ich eines ärztlichen Zeugnisses. Der Arzt erklärte auch das Knien und Verweilen in der Kirche als schädlich für meinen Zustand und veranlaßte die Ausdehnung des Dispensgesuchs auf den Besuch des Gottesdienstes. Ich empfand die Befreiung vom Turnunterricht und vom Kirchenbesuch nicht als Erleichterung und nicht als Verlust. So notwendig und so selbstverständlich war sie als Kompensation meiner Schwäche, die mir den Gang zur Schule zu einer schweren Arbeit machte. Ich war damals auch abgesehen von der allgemeinen Schwäche oft krank. Was mir fehlte, weiß ich nicht recht, die äußern Ereignisse meiner Jugendzeit sind mir in der Erinnerung unklar geworden. Wohl in Folge ihrer Eintönigkeit und der Gleichmäßigkeit des Rahmens, in dem sie sich vollzogen. Krankheit war im Hause meiner Eltern damals keine Unterbrechung, sondern nur eine Variation des Alltäglichen.

4. Prediger meiner Jugendzeit

Ich hatte nur noch kleine Wege zu gehn, und mein Leben verlief nun jahrelang nur auf zwei engen Schauplätzen, in der Schule und in der Wohnung meiner Eltern. Daß ich dem Gottesdienste nicht beiwohnte und keine Predigt hörte, machte meine Seele nicht arm. Es fehlte ihr nicht an Predigten, an Religionsunterricht und an Andacht, sie darbt nicht, aber sie wuchs und weitete sich mit Schmerzen.

In den akuten Jugendkrankheiten, die mich damals heimsuchten, behandelte mich ein jüdischer Arzt. Es war ein älterer kleiner Mann mit langem, dunklem, halb ergrautem Haar und Bart. Die Kleider hingen ihm schlaff und faltig am Leibe. Sein Äußeres war unscheinbar, fast dürrig, aber aus seinen Augen schien es hell und warm wie aus einem reichen Hause, und sein Herz und seine Hand hielten, was der Blick an Güte versprach. Er kam oft und nahm alle Verrichtungen, die mehr Sorgfalt forderten, als schwer um das Dasein ringende Geschäftsleute ihrem Kinde zuwenden konnten, auf sich. So wandte er, als ein Kind einer armen Familie in der Nachbarschaft verbrüht wurde, nicht nur seine ärztliche Kunst, sondern auch die Pflegekunst seiner weichen Hand auf und erzeugte dem kranken Kinde alle die Liebe, die ihm seine mit den Ketten der Arbeit belasteten Eltern nicht erweisen konnten. Daß seine Hand weich war, weiß ich aus Erfahrung. Sie hat oft in den kranken Tagen meiner Knabenzeit an meinem Handgelenk und auf meiner Stirn geruht. Das war ein Prediger meiner Jugendzeit, er predigte mir Güte durch seine warmen Augen, seine weichen Hände und seine Hilfsbereitschaft, und seine Predigt drang zu meinem Herzen.

Ein anderer Prediger dieser Art wohnte uns gegenüber im Vorderhause. Das war ein jüdischer Amtsrichter. Er war noch jung, aber er sah alt aus, er war einer von denen, die nach dem Kriege fielen. Vor Paris im Spätherbst hatte er, als seine Batterie alarmiert wurde, sein Hemd, das er gerade wusch, angezogen, ohne es ordentlich auswinden zu können. Dieses raue Leben ging über seine Kraft. Er kam zwar heim, aber nach einigen Friedensjahren trugen den Veteranen langsame Schritte rasch dem Grabe zu. Ich sehe ihn noch auf dem Treppenabfah stehn. Er zitterte, als trüge er noch das nasse, kalte Linnen am Leibe, und rang nach Atem. Doch traf ein freundlicher Blick den Knaben, der sich an ihm vorbeidrängte und damals nur Scheu vor dem Ernste der Krankheit empfand, die auch für Knabenfinne verständlich aus der gebückten Gestalt sprach. Er ging bald heim, eine Verwandte, die aus seinem Heimatdorfe kam, half ihm sterben. Meine Mutter deutete mir dieses Bild aus dem großen Kriege, von ihr erfuhr ich, was man sich im Hause von dem tapfern jüdischen Veteranen erzählte. Seine Taten und Leiden und seine stille, milde Erscheinung wurden mir zu einer Predigt und zu einer Lehre, der ich gern lauschte. Der jüdische Veteran, dessen höchster Reichtum ein Stückchen Eisen und Silber in Kreuzesform war, das er so teuer bezahlt hatte, wie nur der Idealist bezahlen kann, und der jüdische Arzt, der sich nur seine Zeit und seine Mühe billig bezahlen ließ, seine Kunst und seine unbezahlbare Sorgfalt aber freigebig verschenkte, machten damals in meiner Seele Raum für meine jüdischen Mitschüler.

Es wird kaum ein Kinderherz geben, das nie rohen Einflüssen ausgesetzt wäre. Darum wird kaum ein Kind ganz frei von Voreingenommenheit seinen jüdischen Mitschülern gegenüber treten können. Auch ich konnte es nicht. Aber der jüdische Veteran und der jüdische Arzt haben mich von diesem Fehler geheilt. Sie wurden dabei durch den Umstand unterstützt, daß die Abneigung gegen die jüdischen Mitschüler unter uns Katholiken nicht so tief war wie die gegen die Protestanten. Aus hundert Schimpfworten, Spitznamen, Spottversen, polemischen, kritischen, auf den eignen alleinseligmachenden Glauben poehenden Äußerungen, die das Kind im Verkehr mit Altersgenossen und mit ungebildeten und halbgebildeten Erwachsenen halb gehört und kaum beachtet umflangen, war, obwohl mir der Glaube, worin ich erzogen wurde, seine Lehrer und seine Stätten fremd und unheimlich blieben, allmählich das Gefühl in mir entstanden, daß die Protestanten Menschen von ganz anderer Art seien als die Katholiken. Selbst ich, ein Kind, das sich eigentlich von

Anbeginn im stillen Kampfe mit dem Glauben und mit den Glaubensformen befand, die man es lehrte, war, als ich im Gymnasium mit protestantischen Mitschülern zusammentam, von dem Wahn besessen, ich könne es den Protestanten an den Gesichtszügen, der Haltung, der Kleidung ansehen, daß sie Protestanten seien. Ich liebte meinen Katechismus und meine Biblische Geschichte nicht, diese Bücher waren mir unbehaglich wie die Kirchen und der Religionsunterricht, aber auf den schlichten schwarzen Gesangbüchern meiner protestantischen Mitschüler lag es lange wie der Schatten eines Frevels, und das Gelb des Schnitts erinnerte mich die ganze Gymnasialzeit hindurch quälend an die gelben Spitzhüte, die man im Thronlande der Inquisition den Ketzern aufsetzte, die zum Feuertode verurteilt waren. Denn damit, daß ich nicht mehr in die Kirche gehn mußte, war meine Seele nur vor den Schrecken der Legende und der Kirchenkunst bewahrt. Meine Helfer, Tautotee und Conanchet und Chingachgook und Unkas hatten immer noch und immer wieder ihren Schützling gegen die Dämonen der Geschichte zu verteidigen, die mir immer furchtbarer wurden, je tiefer ich in die Geschichte der Menschheit eindrang.

Meine Eltern hatten um diese Zeit eine Wohnung im ersten Stock des Hinterhauses bezogen. Die Fenster gingen auch auf den Hof des Wagners. Wir waren nun der Krone des Bäumchens ein wenig näher. Ich sah auf den Düngerhaufen herab und beobachtete mit Teilnahme und Genuß die Tätigkeit der Stallmagd. Trebern, Grünfutter, der Stall, der Düngerhaufen sandten ihre Düste herauf. Sommernachmittage lang lauschte ich den weichen, tiefen Lauten der Kinder und dem leisen, langgezogenen, glucksenden Gackern der Hennen. Durch das Stückchen Blau, das mir das Fenster und die Firste der Nachbarhäuser karg und scharfklantig wie ein Stückchen von einem sehr guten, teuern Kuchen aus dem Himmel schnitten, und unter meinen Wolken schossen Schwalben mit schrillum Schrei hin und wieder. Abends löste diese Stimmen der zarte Gesang eines Rotschwänzchens ab, und wenn der Frühling die Fenster öffnete, und solange der Sommer und der Herbst sie offen hielten, klang aus dem Zimmer der Wagnergesellen eine Ziehharmonika herüber.

Hier lag und saß mein kranker Vater, und ich war meist um ihn. Ich lernte den fast hilflosen schweren Mann anziehen, aufrichten, zum Lehnstuhl geleiten, elektrifizieren. Hier mischten sich in meiner Gedankenwelt die lateinischen unregelmäßigen Verba und die Regeln der Kasuslehre mit den Existenzsorgen meiner Eltern. Ich war außer der Schulzeit immer zu Hause. Daher sah ich den starren, sorgenvollen Blicken meiner Eltern folgend den Bankrott immer näher kommen. Meine Mutter war der Führung des Geschäfts nicht gewachsen, sie war an Leib und Seele zu fein dazu. Ich sah und hörte meinen Vater um die Gesundheit meiner Mutter sorgen und verzagen und unerschütterlich auf seine Genesung hoffen. Da auch seine Sehkraft geschwächt war, mußte ich ihm aus allen erreichbaren Zeitungen vorlesen, Reichs- und Landtagsverhandlungen, Militärdienstesnachrichten, Ortsneuigkeiten. Vieles blieb hangen und keimte wie Flugsaamen auf feuchter Erde, vieles entwand mir wie ein Vogelschrei, und vieles traf mich wie ein Schlag aufs Herz.

So die Kunde von den Anschlägen auf Kaiser Wilhelm den Ersten und von der Ermordung des Zaren Alexander. Aber tiefer noch als diese Nachrichten traf es mich, als ich einige Tage nach der Katastrophe in Petersburg meinem Vater vorlas, die gefangnen Verschwörer seien im Untersuchungsgefängnis mit Elektrizität gefoltert worden. Ich starrete lange diese Worte in dem Blatte an, bis mich mein Vater verwundert zum Weiterlesen mahnte. Das ganze Blatt vom Leben unsrer Zeit erfüllt: Im Café Büttner gibt es Münchner Salvator, der schwererkrankte

Professor der Chirurgie, der vielen Kranken ein Heiland wurde, geneßt, die ersten Stare sind gekommen, die Blizableiter zu kontrollieren ist es hohe Zeit, ein Arzt in Berlin hat ein neues Narkotikum gefunden, im Neubau der Firma Rosenthal wird die elektrische Beleuchtung eingerichtet — heller Tag bei uns und helle Nacht. Ich faltete das Blatt, das mitten unter hellen, heitern Notizen die grausige Nachricht enthielt, mit spitzen Fingern zusammen, als könnte es mich mit Blut bes Flecken.

Aus dem Wortgewirr des grauen Drucks, auf dem mein Blick noch haftete, kroch das Grauen kalt an mich heran: also das Scheusal, die Folter, das ich längst gestorben wähnte, lebt noch! Nicht weit von unserm hellen Tag und unsrer hellen Nacht, in dem Lande, aus dem so viele Menschen mit allerlei Gebrechen behaftet zu den berühmten Ärzten der Universität kommen, quält man noch die Menschen, um Geständnisse zu erpressen. Wie man dabei verfuhr, war mir nicht rätselhaft. Ich fühlte ja meinen Vater oft unter der Kontaktplatte des kleinen Elektrifizierapparats, die meine zitternde Hand führte, zusammenzucken. Was ich von Rußland aus Bildern gesehen hatte, was an Soldaten, Offizieren, Generalen, Ministern, Landschaften, Städtebildern in den letzten Jahren während des russisch-türkischen Kriegs durch die illustrierten Zeitungen und über die bunten Bilderbogen von Gustav Kühn in Neu-Ruppin gezogen war, der grelle Reigen gab nun dem Schrecknis, das formlos aus der Zeitung aufgestiegen war, Gestalt und Farbe. Den Schrecken der Legenden und der Legendenbilder, den Dämonen in der Toga, in der Tunika, im Panzer, in der Gugel, in der Robe und in der Halskrause waren meine Helfer, Tautotee und Conanchet, verstärkt durch Chingachgook und Unkas gewachsen. Daß die Dämonen der Gegenwart in meine Vorstellungen eindrangen, konnten sie nicht verhindern, dazu waren diese freundlichen Bewohner und Hüter meiner Phantasie zu schwach. Wenn der Induktionsapparat sang, erzählte er mir immer von dem Schrecklichen, das ich vergangen, endgiltig vergangen gewähnt hatte, und das nun doch noch lebte, in unserm Tag.

So brach das Schrecknis in meine Seele und nahm sie in Besitz. Es schlief ein, wenn es um mich laut, und wachte auf, wenn es um mich still war und hielt meine Augen und Ohren für Dämonen seinesgleichen offen. Die fanden den Weg. Die meisten den durchs Auge, denn meine Eltern sprachen nur von ihren Sorgen oder wandten manchmal den Blick auf ihre Jugendzeit, die für sie von hellem, warmem Sonnenschein erfüllt war. Ich ließ mir am liebsten von den Büchern erzählen, die mein älterer Bruder und ich aus den Klashbüchereien und vom buntbefahrenen Leihmarkt der eignen und der zeitlich benachbarten Klassen nach Hause brachten. Da las ich von Rätseln und von Greueln der Geschichte, von Engeln und von Teufeln in Menschengestalt, vom Temple und vom Tower, vom Prinzenmord im Tower und vom Prinzenraub in Thüringen, vom Bagno und von der Bastille, von den Maffassinen und von den Femschöffen, von der Folter und von den Autosdase, von Regern und von Hexen. Und dazwischen hörte ich vom Schwedenmord und vom Hexenbruch erzählen.

(Fortsetzung folgt)

